

Dann gnade uns Gott!

Stand: 05.03.2022 | Lesedauer: 9 Minuten



Von **Frank Lübbingding**
Autor



Was steht auf dem Spiel? Atomwaffentest im Kalten Krieg

Quelle: picture-alliance / dpa

Wir erleben in diesen Tagen die Auferstehung des „unbedingten Feindes“. Doch ein unbegrenzter Krieg, der nur noch Sieg oder Kapitulation kennt, ist das gefährlichste aller Szenarien. Die Gegenwart hat diese Lehre der Geschichte vergessen. Sie steht vor einem Abgrund.

Politische Krisen entwickeln eine Eigendynamik. Sie entziehen sich der politischen Kontrolle, sobald die militärische Logik jedes andere Argument erschlägt. Zum historischen Vorbild für solche Szenarien wurde der August 1914. Der [Schlieffen-Plan](#) ([/geschichte/kopf-des-tages/article235850836/Alfred-von-Schlieffen-Sein-Plan-war-eine-Blaupause-fuer-die-Niederlage.html](#)) machte einen Krieg unausweichlich, weil er die Antwort des Deutschen Kaiserreiches auf einen drohenden Zweifrontenkrieg festlegte – einen raschen Angriff auf Frankreich über den Nordflügel. Die Verletzung der belgischen Neutralität und damit der Kriegseintritt Englands wurden billigend in Kauf genommen.

Der Ausgang ist bekannt: Im August 1914 begann der Untergang Europas, deren Großmächte bis dahin die Welt beherrschten. Knapp 30 Jahre später war aus dem Kampf um die Vorherrschaft in Europa die Vorherrschaft der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion geworden.

Diesen Ausgang ahnte damals wenige Tage nach Kriegsbeginn in Deutschland noch niemand. Die Soldaten dachten, schon zu Weihnachten wieder siegreich zu Hause zu sein. In den Medien überschlug sich die Kriegsbegeisterung mit einer Dämonisierung des Feindes. Was den Umständen geschuldet war, erschien als unvermeidlich. Die eigene Unschuld stand fest, der Krieg wurde allen von einem ruchlosen Feind aufgezwungen.

Wer das bezweifelte, galt als Landesverräter.

Die Folgen dieses Ersten Weltkrieges prägten die Welt bis zum Jahr 1989 und das Verhalten der Supermächte im Kalten Krieg. Alle maßgeblichen Akteure waren von dieser Urkatastrophe Europas geprägt, sie spürten die Auswirkungen in ihrer eigenen Biografie. Es war ein Epochenbruch, der erst 1989 endete. Nicht zuletzt deshalb wollte jeder im Weißen Haus oder im Kreml eine Situation verhindern, wo aus einem regionalen Krieg wie auf dem Balkan 1914 ein großer Krieg zwischen den Supermächten wird, jetzt aber mit Atomwaffen. Diese Angst vor dem Krieg prägte die Kriegsgenerationen und bestimmte deren Sichtweise, trotz aller ideologischen Feindschaft.

„Jeder Trottel kann einen Krieg anfangen“

Das schloss Kriege nicht aus. Im Koreakrieg von 1950 bis 1953 kam es zur direkten Konfrontation amerikanischer und chinesischer Truppen, die Verluste beider Seiten hatten für heutige Verhältnisse ein atemberaubendes Ausmaß. Zehntausende Amerikaner und Alliierte starben, Hunderttausende Chinesen und Nordkoreaner. Korea war eine Trümmerlandschaft.

Trotzdem kam es nicht zum Krieg zwischen den Supermächten. Der damalige Präsident Harry S. Truman entließ sogar seinen Oberkommandierenden Douglas MacArthur, den Helden aus dem Pazifikkrieg gegen Japan, als dieser eine weitere Eskalation unter Einschluss von Atombomben verlangte. Das alles kumulierte schließlich in der Kubakrise im Oktober 1962, wo die Welt 13 Tage lang am Rande des Atomkrieges stand.

Der sowjetische Generalsekretär Nikita Chruschtschow brachte die einzige Gemeinsamkeit auf den Punkt, die er mit dem amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy teilte. „Jeder Trottel“, so schrieb er, „kann einen Krieg anfangen, und wenn er es erst einmal gemacht hat, sind auch die Klügsten hilflos, ihn wieder zu beenden – besonders, wenn es ein atomarer Krieg ist.“

Es gab damals viele Kriege, der Koreakrieg war nur einer davon. In Algerien war 1962 gerade erst der letzte französische Kolonialkrieg zu Ende gegangen, dort hatten Millionen Franzosen ihre Heimat fluchtartig verlassen müssen. In Vietnam waren die Vereinigten Staaten schon in einem Krieg engagiert, der sich Jahre später zu einem amerikanischen Alptraum entwickeln sollte.

Aber in der Kubakrise gerieten die beiden Supermächte direkt aneinander. Die Stationierung russischer Atomwaffen wenige Meilen vor der Küste Floridas konnte Kennedy in seinem Hinterhof nicht hinnehmen, Chruschtschow deren Abzug nicht ohne Gegenleistung anordnen wie den Verzicht Washingtons auf eine Invasion Kubas. Fidel Castro und Che Guevara verlangten von ihren sowjetischen Bundesgenossen unnachgiebige Härte, selbst wenn sie in einem Atomkrieg vernichtet werden sollten. Wahnsinnige gab es schon damals, auf beiden Seiten. Kennedy musste sich auch gegen die Hardliner im eigenen Lager behaupten, die Kuba in die Steinzeit zurückbomben wollten.

Es war immer schwerer, nichts zu tun

Am Ende gab es einen Kompromiss, weil die Akteure nur begrenzte Ziele formulierten. Kennedy wollte in diesen Tagen nicht den Kommunismus besiegen, Chruschtschow nicht die Weltrevolution erkämpfen. Für verrückt

hielten sich beide nicht, jedenfalls nicht für verrückt genug, um einen Atomkrieg auszulösen. Trotzdem war es am Ende reines Glück, dass es nicht dazu kam, wie es Kennedys Verteidigungsminister Robert McNamara später ausdrückte.

Es gab während der Krise eine Fülle an Kommunikationspannen, Missverständnissen und unterbrochenen Befehlsketten. An jedem dieser Punkte hätte der Krieg ausgelöst werden können, trotz der auf beiden Seiten vorhandenen Skrupel. Die Erfahrung vom August 1914 war noch im Bewusstsein. Niemand wusste in dieser Krise genau, was in Washington oder in Moskau gedacht und geplant wurde. Das wurde erst später deutlich. Deshalb war es viel schwerer nichts oder wenig zu tun, als gleich den großen Knüppel hervorzuholen.

Die Kubakrise wurde zum Wendepunkt im Verhältnis der Supermächte. Der Historiker Gordon C. Craig und der Politikwissenschaftler Alexander L. George nannten es 1983 eine „Schocktherapie“. Washington und Moskau hätten erkannt, „dass sie in Zukunft ihre Politik besser miteinander abstimmen mussten, wenn sie verhindern wollten, dass Interessengegensätze wieder einmal zu einer scharfen Konfrontation führen würden, deren Umschlagen in ein nukleares Inferno nur durch ein glückliches Krisenmanagement verhütet werden könnte.“

Was aber noch entscheidender war: Amerikanische Führungspersönlichkeiten begannen, in der Sowjetunion nicht mehr den „unbedingten Feind“ zu sehen, sondern eher einen „mit ihnen in bestimmten Bereichen konkurrierenden Gegner“. Schließlich zitierten sie Kennedy in einer Rede aus dem Juni 1963: „Keine Regierung und kein Gesellschaftssystem sind so schlecht, dass man den unter ihnen lebenden Menschen jede Tugend absprechen muss.“

Kollaps eigener Illusionen

Es sollte nach der Kubakrise noch 27 Jahre dauern, bis der Epochenbruch von 1914 durch den von 1989 abgelöst wurde. Die Generation der Kennedys und Chruschtschows ist schon lange tot. Es lebt niemand mehr, dessen Biografie durch die diversen „Schocktherapien“ aus früheren Zeiten geprägt wurde. Die sind längst vergessen, das Wissen verstaubt in den ungelesenen Geschichtsbüchern der damaligen Zeit. Heute sind alle Akteure im Westen von den Erwartungen nach 1989 geprägt, dem Siegeszug von „Freiheit und Demokratie“. Die Vereinigten Staaten waren die einzige Weltmacht, die früheren Anhänger sozialistischer und kommunistischer Ideen leckten ihre Wunden. Manche von ihnen agierten nach dem zeitlosen Motto: Die schärfsten Kritiker der Elche waren früher selber welche.

Die linke Kritik entzündete sich nur noch an der amerikanischen Machtpolitik, die selten der idealistischen Rhetorik entspricht. Auf der anderen Seite des politischen Spektrums wird diese Kritik an der Machtpolitik zurückgewiesen oder regelmäßig relativiert. Das Ergebnis ist bekannt: Es triumphiert der Stolz auf die eigene Borniertheit. Wer seine eigene Politik nicht mehr als Machtpolitik definiert, kann die der anderen nicht mehr zur Kenntnis nehmen. Aus Interessengegensätzen wird ein moralisch begründeter Kampf gegen das Böse.

Wir erleben gerade die Wiederauferstehung des „unbedingten Feindes“ früherer Zeiten. Kritiker der eigenen Politik werden zu Verrätern, „Putinisten“ genannt. Es werden von Künstlern politische Distanzierungen verlangt, die einem Unterwerfungsakt gleichkommen. Dem Bösen hat sich jeder entgegenzustellen, ansonsten macht er sich verdächtig. Die in zwei Jahren Pandemie in feindliche Lager zerfallene Gesellschaft hat sich an solche

Feiderklärungen offenbar so gewöhnt, dass sie die Zerstörung ihrer liberalen Substanz schon gar nicht mehr bemerkt.

Es dominiert eine Mischung aus Enttäuschung und Ernüchterung über den russischen Einmarsch in die Ukraine. Zerschellt sind Erwartungen an die Ordnung nach dem Kalten Krieg, die allerdings schon seit 1990 Hirngespinsten gleichen. Der als Epochenbruch empfundene Einmarsch in die Ukraine war in Wirklichkeit der Kollaps eigener Illusionen. Die Machtpolitik und der Kampf um Einflusssphären waren nämlich nie verschwunden, wir gaben ihnen nur andere Namen.

Der Irakkrieg von 2003 war der desaströs gescheiterte Versuch einer Neuordnung des Mittleren Ostens nach westlichen Vorstellungen. Damit war zugleich die Botschaft an den Rest der Welt verbunden, sich um deren Meinung nicht kümmern zu müssen. Die Botschaft war auch angekommen, nicht zuletzt in Moskau und Peking. Das ist aber noch nicht einmal das eigentliche Problem, viel schlimmer ist der Verlust jeglichen Risikobewusstseins.

Bis 1989 galt es als eine Tugend, sich in die Perspektive des Gegners hineinzuversetzen. Wie weit wird er gehen und welche Grenzen sollte man nicht überschreiten – wie schon in den Fünfzigerjahren mit der Sowjetunion und Rotchina als „unbedingten Feinden“ und im eigenen Interesse: Niemand wollte in einem außer Kontrolle geratenen Dritten Weltkrieg landen.

Jetzt erleben wir im atemberaubenden Tempo einen wachsenden Stolz auf die eigene Ignoranz. Putin gilt als „größenwahnsinniger Irrer“, der rationalen Erwähnungen nicht zugänglich sei. Damit verbindet sich die Formulierung von Kriegszielen, die nur noch im Sturz Putins und einer Niederlage Russlands bestehen kann, wiederum verbunden mit Fantasien über einen Zusammenbruch der russischen Armee oder die Hoffnung auf den ökonomischen Kollaps. Man hat sich in die Rhetorik des unbegrenzten Krieges begeben, der nur noch Sieg oder Kapitulation vorsieht. Gleichzeitig will man sich nicht in die direkte militärische Konfrontation begeben, will aber auch nichts tun, um eine mögliche Eskalation zu verhindern. Vielmehr besteht das einzige Bemühen darin, die eigene Unschuld herauszustellen.

Der Westen kommuniziert lauter widersprüchliche Signale, die aber ein Problem nicht lösen: Wie kann er in einem begrenzten Krieg in der Ukraine seine politischen und militärischen Ziele in Übereinstimmung bringen, wenn er nicht den großen Krieg will? Unternimmt er zu viel, verschwimmt die Grenze zu diesem großen Krieg. Der Gegner werde dazu verleitet, „den Einsatz zu erhöhen“, wie es Henry Kissinger einmal am Beispiel des Koreakrieges formulierte: Geschehe aber zu wenig, riskiere man, „dass sich der eigentliche Zweck des Krieges in Verhandlungstaktiken erschöpft und die Neigung, sich mit einem Verhandlungsfrieden abzufinden, wächst“.

Berauscht an sich selbst

Bisher machte der Westen nicht den Eindruck, darüber überhaupt nachgedacht zu haben. Immerhin entwickelte aber Bundeskanzler Olaf Scholz in seinem Interview bei Maybrit Illner ein gewisses Problembewusstsein. Das ist nötig, damit er nicht wie die „Schlafwandler“ (Christopher Clark) ([/geschichte/article121231599/Besessen-von-der-deutschen-Kriegsschuld.html](https://www.tagesschau.de/geschichte/article121231599/Besessen-von-der-deutschen-Kriegsschuld.html)) von 1914 in eine Eskalationsdynamik taumelt, deren Folgen er nicht absieht. Es hilft wenig, sich unter dem Stichwort „Epochenbruch“ an sich selbst zu berauschen, wie es die

Deutschen, Franzosen und Briten im August 1914 taten. Diese vermeintliche Neuorientierung ist nur ein Rückfall in bis 1989 überwundene Denkmuster.

Den heutigen Akteuren fehlt im Gegensatz zu den Kriegsgenerationen der beiden Weltkriege das historische Bewusstsein. Sie mussten den Krieg nicht leidvoll erleben, sie wuchsen in saturierten Wohlstandsgesellschaften auf. Das könnte sich jetzt ändern, aber dann Gnade uns Gott: Der Weg zum Atomkrieg ist kürzer als viele denken.

Teilen Sie die Meinung des Autors?

JA  1248

NEIN  176

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/237300177>